

Wo bleibt die Schweiz an der Uni?

In Zürich kann man Schweizer Geschichte nicht mehr als Hauptfach studieren; deutsche Professoren dominieren die Institute. Verkaufen wir unsere akademische Heimat?

Von **Philipp Gut**

Heute beginnt an der Zürcher Universität das Wintersemester. Während die Studienanfänger aufgeregt ihren Weg suchen, ist der Semesterbeginn für andere Routine. Sie kennen die Winkel der Gebäude und die Schrollen der Professoren. Doch auch für die alten Hasen ist heute nur vordergründig ein normaler Tag. Es ist das letzte Jahr vor der definitiven Umsetzung der Bologna-Reform, die das Lizentiatsystem abschafft und stattdessen einen Bachelor- und einen Master-Studiengang nach angelsächsischem Vorbild einführt. Mit dem Bachelor bekommen jene Studierenden, die frühzeitig ins Berufsleben einsteigen wollen, nach einem Kurzstudium ein universitäres Diplom in die Hand.

Die einzelnen Institute haben die von der Politik verordnete Grossreform zum Anlass genommen, ihre Studiengänge und Fächerkataloge neu zu ordnen. Unbemerkt von der Öffentlichkeit, werden im Moment die Weichen für die Zukunft gestellt. Viele Entscheidungen sind noch nicht publik, aber beschlossene Sache. Einige davon dürften für Aufsehen sorgen. So hat das Historische Seminar beschlossen, Schweizer Geschichte nur noch im Nebenfach anzubieten und die Britische und nordamerikanische Geschichte ganz zu streichen (siehe Kasten).

Diese Änderungen provozieren Fragen, die umso brennender erscheinen, wenn

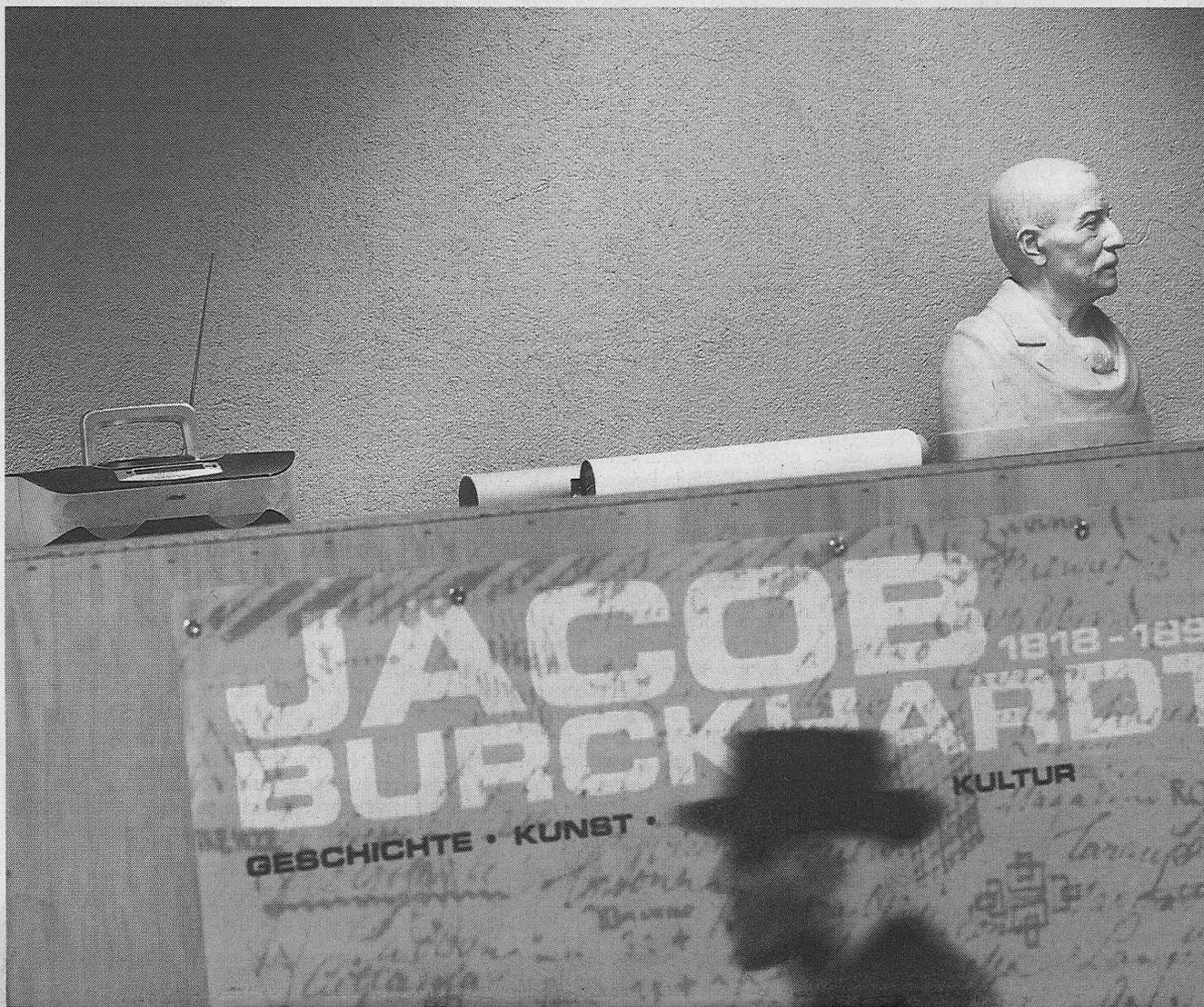


BILD DORIS FANCONI

Blick in eine ungewisse Zukunft: Der Historiker Jacob Burckhardt in einem Büro der Uni Zürich.

man die Situation an andern Instituten der Philosophischen Fakultät betrachtet – etwa am Deutschen Seminar, an dem einheimische Professoren mittlerweile in der Minderheit sind. Spielen die Schweizer Geschichte und die Schweizer Literatur an der grössten Universität des Landes bald keine Rolle mehr? Müsste deren Pflege nicht die Kernkompetenz der entsprechenden Institute sein? Und: Hat der Schweizer Nachwuchs überhaupt noch eine Chance?

Nationalgeschichte ist passé

Strukturelle und personelle Aspekte sind nicht zu trennen, wenn man untersucht, wie das Lehrangebot an den Seminaren zu Stande kommt. Dieses Angebot zeugt einerseits von den Vorlieben der einzelnen Dozenten, die nach dem Grundsatz

der Forschungsfreiheit im Rahmen ihres Gebietes lehren können, was sie wollen. Andererseits spiegelt es wissenschaftliche Trends und das gesellschaftlich-politische Gesamtklima. So hat sich das Fach Schweizer Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg und der Geistigen Landesverteidigung verfestigt. Bereits 1974 gab es dann, mit dem Rückenwind der 68er-Bewegung, einen ersten Versuch, das Fach abzuschaffen. Wie sich der Mittelalterhistoriker Roger Sablonier erinnert, wandte sich der damalige Rektor mit einer «flammenden patriotischen Rede» gegen das Ansinnen.

Ein solcher Widerstand ist heutzutage nicht mehr zu erwarten. Der akademische Mainstream ist Mitte-links. Mit dem Label «Schweizer Geschichte» ist wissenschaftlich kein Staat mehr zu machen. Professoren wie Jakob Tanner, auch schon der «rote Tanner» genannt, wären früher

Geschichte der USA nicht prioritär

Zürich. – Im Zuge der Bologna-Reform schafft das Historische Seminar das Nebenfach Britische und nordamerikanische Geschichte ab. Ein entsprechendes Lehrangebot bestand schon in den letzten Jahren kaum mehr, was verschiedentlich für Unmut sorgte – bei den Studierenden, aber auch bei Vertretern der Amerikanistik oder der Politologie. Tatsächlich ist schwer verständlich, warum ausgerechnet die USA als bestimmende Macht der Zeitgeschichte ein weisser Fleck im historischen Lehrangebot sein sollen.

Laut Carlo Moos, dem Vorsteher des Historischen Seminars, ist «die personelle Situation jetzt einfach so, dass wir kein vollständiges Curriculum anbieten können». Konkret hat Gesine Krüger, die Nachfolgerin des emeritierten Urs Bitterli, einen anderen Schwerpunkt, nämlich das südliche Afrika. Das ist insofern fragwürdig, als mit dem Lehrstuhl von Jörg Fisch bereits Kompetenzen in diesem Bereich bestanden und es auch in Basel eine ähnlich ausgerichtete Professur gibt.

Keinen Vorwurf kann man der neuen Professorin machen. Hingegen muss sich das Historische Seminar Fragen über seine Prioritätensetzung gefallen lassen. Während Amerika wegfällt,

kann man beispielsweise weiterhin Byzantinistik studieren.

Praxisnähe unerwünscht

Auch in einem andern Fall zeigt sich die Philosophische Fakultät realitätsfern. Angeregt von den Oberassistenten, wollte das Historische Seminar ein Fach Historische Öffentlichkeitsarbeit einführen. Es sollte einen starken Bezug zur Praxis haben, indem es auf den Journalismus oder einen Museumsjob vorbereitet. Genau an dieser Praxisnähe aber könnte das Fach jetzt scheitern. Fakultätsmitglieder argumentieren, so etwas gehöre an eine Fachhochschule.

Der Mediävist Roger Sablonier tritt dem entgegen. «Wer sagt, die Uni sei keine Berufsausbildung, soll mal bei den Juristen oder Medizinerinnen vorbeischauchen.» Auch finanzielle Bedenken hält Sablonier für falsch. «Die Historische Öffentlichkeitsarbeit wäre ein Pendant zur Mittelschullehrerausbildung, für die man viel Geld ausgibt, obwohl nur zehn Prozent der Absolventen in der Schule landen.» Mit dem neuen Fach könne man die Berufsaussichten von Historikern verbessern und so ein wichtiges Ziel der Bologna-Reform erfüllen. (gut)

nicht berufen worden, heute bestimmen sie das Geschichtsbild (wie Tanner in der offiziellen Bergier-Kommission). Selbst für Roger Sablonier, der am Aufbau des Bundesbriefmuseums und des Forums für Schweizer Geschichte in Schwyz beteiligt war, ist die Nationalgeschichte ein «veraltetes» Konzept. In seinen Forschungen und Veranstaltungen hat er sich immer wieder mit Schweizer Themen auseinandergesetzt. Er möchte seine Arbeit aber als einen Beitrag zur Regionalgeschichte im Rahmen der Allgemeinen Geschichte verstanden wissen.

Unter deren Dach werde es auch künftig möglich sein, schweizerische Themen zu studieren, versichert der Vorsteher des Historischen Seminars, Carlo Moos. Verschwinden soll nur das Hauptfach Schweizer Geschichte, nicht das einschlägige Lehrangebot. Von Seiten der Studierenden ist das Interesse daran gross. Die Mehrzahl der Abschlussarbeiten haben mit der Schweiz zu tun – und das wird vermutlich auch ohne das Fach Schweizer Geschichte so bleiben.

Ähnlich ausser Mode gekommen wie die Schweizer Geschichte ist die Schweizer Literatur. Was lange als selbstverständlicher Gegenstandsbereich galt, wird heute in Frage gestellt. Für Daniel Müller Nielaba, Ko-Leiter des Deutschen Seminars und Professor für neuere Literaturwissenschaft, ist die Vorstellung einer CH-Literatur ein «Ideologem». Der Frage, ob sich die hiesige Germanistik nicht besonders um Schweizer Literatur kümmern müsste, begegnet er mit der Warnung vor «lokalpatriotischen Kurzschlüssen». Die Literatur sei «immer ein transnationales Ereignis».

Keine Quote für Schweizer Literatur

Auch von der Anregung, ein Kompetenzzentrum für Schweizer Literatur zu schaffen – allenfalls unter Einbezug der örtlichen Archive (Walser, Frisch u. a.) –, hält er wenig. Eine solche Konzentration könnte sich als «Pferdefuss» erweisen. Müllers Argument: Wer sich nur auf Literatur aus der Schweiz beschränkt, ist international nicht konkurrenzfähig. «Wir wollen eine Top-Uni sein, von der man in Yale oder Berlin sagt: «Bah, es gibt noch die in Zürich.» Die

Pflicht, zum Beispiel ein Viertel Schweizer Literatur zu lehren, wäre da unsinnig.»

Die akademische «Ausländerfrage»

Müller Nielaba ist unter vier Professoren für neuere deutsche Literatur der einzige Schweizer. An anderen Instituten sind die Verhältnisse ähnlich. Die lukrativen Arbeitsbedingungen machen die Schweiz für Forscher aus dem deutschsprachigen Ausland attraktiv. Die «Verdeutschung» des Lehrkörpers gibt immer wieder zu Diskussionen Anlass. Insbesondere stellt sich die Frage, ob sich dadurch die Chancen des einheimischen akademischen Nachwuchses verschlechtern. Und ob die vielen ausländischen Professoren nicht mit ein Grund dafür sind, dass Schweizer Themen zunehmend weniger bearbeitet werden.

Die Meinungen darüber gehen auseinander. Müller Nielaba hält die These, Deutsche könnten nicht über die Schweiz forschen, für «deprimierend»: «Da sind wir wirklich bei Blut und Boden.» Natürlich können Ausländer genauso klug über Dürrenmatt oder die Gründung des Bundesstaats schreiben wie Schweizer. Die Frage ist, ob sie es wollen. Für den Historiker Roger Sablonier ist klar: «Wer einen Ruf nach Zürich erhält, muss bereit sein, sich auf die Situation vor Ort einzulassen.»

In der Nachwuchsförderung ortet Sablonier ein gravierendes Defizit. Um die jungen Wissenschaftler konkurrenzfähig zu fördern, fehlten die Mittel. In Deutschland seien die Voraussetzungen besser. Viele scheitern noch beim letzten Schritt, der Berufung auf einen ordentlichen Lehrstuhl. Zwar gibt es auch hier Hardliner, die so genannte Hausberufungen von internen Kandidaten ablehnen. Sablonier sieht indes keinen Grund, «unseren besten Nachwuchs im deutschen Osten zu verheizen». Das ist kein Votum für akademischen Heimatschutz. Ziel muss es sein, junge Forscher so zu fördern, dass sie gegen starke internationale Konkurrenz bestehen können. Dass Berufungsverfahren, wie Sablonier urteilt, «grundsätzlich irrational» sind, trifft dann alle gleich, Ausländer wie Schweizer.

Hausarztmedizin an der Uni Zürich, Bericht Seite 14

Mit dem Label
«Schweiz» ist
wissenschaftlich kein
Staat zu machen.